Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 209 (1936)

Artikel: Ein Traum von Liebe und Glück
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657319

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Traum von Liebe und Glück.

Erzählung vom Untersee
von Maria Dutli-Rutishauser.

Lieblich wie das Lächeln eines aufwachenden Kindes liegt der See. Über den waldgekrönten Berg kommt die Sonne, und wo eben noch ein leichter Nebelschleier über den Wassern lag, breitet sich nun in ihrem Scheine eine Schönheit aus von unendlicher Klarheit, daß man glaubt, in den reinen Fluten seine eigenen Augensterne blitzen zu sehen, die sich versonnen in die spiegelglatte Fläche senken! Und die Sonne müht sich, auch auf der Turmhofkuppel des alten Städtchens am See einen Widerschein zu wecken, aber all ihr Werben ist umsonst. Finster und dunkel heben sich die alten Häupter zum Morgenhimmel und verstehen nicht, wie alle Menschen hüben und drüben um einen jungen Tag und ein paar Sonnenstrahlen närrisch werden können, wo doch schon tausend und abertausend Tage ins Land kamen, — gute und böse.

„Hüben und drüben!" Drüben, das war schon „die andere Welt", die deutsche Nachbarschaft, die durch den schmalen Streifen Wasser von den Schweizergestaden geschieden war. Blühende Dörfer und weite reifende Kornfelder, grüne Weinberge und dunkle Fichtenwälder lagen drüben und sonnten sich in dem warmen Scheine, den Sonne und See herübersandten.

Sonne und See hatte man gemein — alles andere war durch die nasse, tiefe Grenze geschieden. Und es war gut so, denn die Menschen an den beiden Ufern waren nicht dieselben, und ihre Art unterschied sich wie der Wein, der in den Rebbergen an den Hängen wuchs: hüben erdhaft und stark und sauer — drüben mild und nach Nachmittagssonne schmeckend. — Manchmal kamen auch die Leute des deutschen Ufers herüber in schwankem Boote, in dem der Fährmann die Gäste, die dort zur Kur waren, ins schmucke Städtchen am See brachte.

Und ob nun der Fährmann kühl und schweigsam über den See fuhr und seine Augen an dem altgewohnten Bilde vorübergingen, — was konnte er dafür, wenn er jung war und der Morgen und das Städtchen am See mit jedem Tag schöner? Was nützte es ihm, daß er seine Augen von dem kleinen Haus riß und sie dorthin wandte, wo weit, weit weg der See zum Strome ward, oder ob er sie auf der andern Seite den Arenenberg und die stolze Burg Salenstein suchen ließ? Man kann dem Rheine auch sagen, er möge aufwärtsziehen, und wenn er's kann, dann kann auch ein junger Fischer von der deutschen Höri seine Augen wegwenden, wenn er weiß, daß auf den nämlichen Wellen und unter denselben Sonnenstrahlen ein Mädchen fährt, das ihm gut ist! Aber der alte Rhein fließt landab, und so sucht auch der blonde Werner mit seinen blauen Augen die leichte Fischerbarke, die in der Bucht liegt. Aber die Ruder ruhen, sein Mädchen weilt wohl im alten Haus und wird nur in tiefster Seele seine Nähe ahnen und mit einem raschen Gedanken an ihn und ihre arme junge Liebe denken.

Sie liebten sich, der blonde deutsche Werner und das dunkellockige immerfrohe Lieseli am Schweizerufer. Ihre Liebe fing dort an, wo eines Abends beim letzten Scheine der Sonne die purpurnen Lichter auf dem blaugrünen Wasser tanzten, und wo ein blaues und ein braunes Augenpaar dem Spiel der Wellen folgten, bis die beiden Barken einander so nahe waren, daß sie beide erschraken und jung Werner mit rascher Hand sein Boot wenden wollte, — wollte und nicht konnte. Denn seine Augen hatten sich in die braunen Sterne des Kindes verirrt, und wie sie nun mit einem Male laut und herzlich auflachte, da glaubte er, das Glöcklein auf dem alten Klostertürmchen am Ufer fange, wie in alten Zeiten, zu läuten an. Über Nacht mußte aus dem Kinde ein Mädchen geworden sein, denn Werner wußte doch, daß er es oft mit seinem Vater auf dem See gesehen hatte, wenn sie die Netze zum Fange auswarfen. Heute aber war das schwarze Ding kein Kind mehr, das war ein glückverlangendes Wesen geworden, wie es jung Werner in seinen wachen Träumen ersehnt hatte. Ihm schien, als sei auf einmal die Welt so klein und das Ufer so nahe. Mit raschen Stößen trieb er sein Boot aufwärts und wandte sich nicht, trotzdem ihm noch von ferne das silberne Lachen Lieselis in den Ohren klang.

Aber Lieseli lachte nicht mehr! — Mit leichtem Unmut hatte es dem Blicke des jungen Fischers

entfliehen wollen, da traf es ein sonderbar tiefer Strahl seiner Augen, daß es in der Seele erschrak und zum erstenmal in seinem Leben nicht wußte, was es tun sollte. Und war froh darüber, als der „deutsche Bär" wegfuhr und es mit seinen Gedanken allein ließ.

Das war ein niegekanntes Gefühl, das nun im Herzen des schwarzen Lieseli Raum nahm. Es war froh und traurig im selben Augenblicke, und am Ende wußte es ganz genau: das ist nun die Liebe, die erste große reine Liebe, die du zu schenken und zu empfangen hast. Über dieser Erkenntnis versank ihm die Welt ringsum, und sein Schifflein war längst den leichten Wellen gefolgt und an den hohen Pappeln vorbeigeglitten, die den Ufersaum des Städtchens begrenzen, als Lieseli aus seinen Träumen erwachte und einen einzigen Gedanken in seinem krausen Sinn zu erkennen weiß: Der Vater! Wenn der nun um ihr nutzloses Weilen auf dem See erfuhr, dann kam's wie immer: er schalt und wetterte mit bösen Worten dem armen Lieseli alle stille Freude aus dem kleinen Herzen, und dann blieb von allem Schönen und manchem unschuldigen Erleben nur das eine: eine große Angst vor dem rohen Vater und das Verlangen, bald von ihm wegzukommen. Aber der Vater hielt sein Kind fest, denn er wußte, daß ihm kaum jemand sein Netz so gut warf wie sein Lieseli, das Tag für Tag mit ihm auf den See fuhr, seit seine Mutter in jungen Jahren aus Gram über das harte Wesen des Vaters gestorben war.

Lieseli kannte seine Leidenschaften. Da war vor allem sein Zorn, der ihn über Gott und Menschen wettern ließ, als ob sie schuld gewesen wären, wenn oft die Netze leer blieben oder ein wilder Sturm Schiff und Fischer in den Grund wühlen wollten. Und dann sein Haß, ein blinder, wüster Haß auf alles, was deutsch hieß. Er haßte die schöne Landschaft am andern Ufer und freute sich, wenn ein Wetter die Saaten verwüstete; er haßte die Menschen von drüben, denn seit ihm einmal eines Nachts sein bestes Netz samt einem guten Fange aus dem See geholt wurde, verschwor er sich hoch und teuer, es müsse einer aus der Höri gewesen sein. Da man aber keinen ausfindig machen konnte, umfaßte sein Haß die ganze deutsche Nachbarschaft.

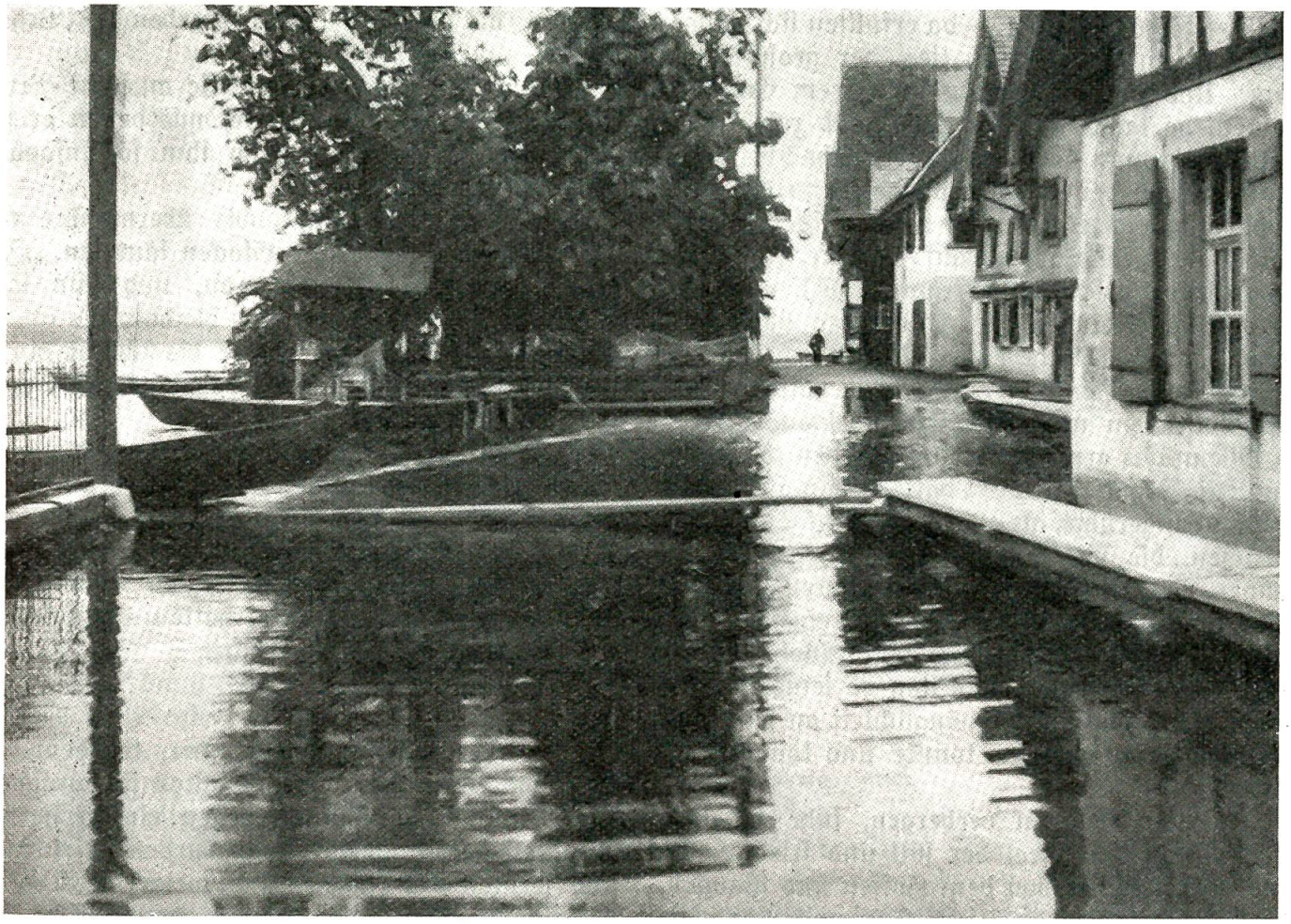
Wenn Lieseli nun daran dachte im eiligen Gehen durch die abenddunkle Gasse, wurde ihm so bang, und es nahm sich vor, sein Geheimnis still und verschwiegen bei sich zu tragen und den lieben Gott zu bitten, er möge es nie mehr in die Wege des deutschen Fischers führen.

Und am andern Tag sahen sie sich wieder, und diesmal war der Vater dabei. Werner hatte eine Unmenge von roten und weißen Rosen im Boote, die er auf der Reichenau geholt hatte und die morgen, am Herrgottstage, im kleinen Kirchlein verblühen sollten. Der Vater wandte sich wie immer, wenn „so einer" kam, und in diesem Moment schwebte grüßend eine weiße Rose im Morgenglanz und legte sich leise neben Lieselis Hand, die sie sinnend im kühlen Wasser treiben ließ. Mit einem einzigen Blicke dankte Lieseli dem heimlich Geliebten und barg die weiße Rose als Unterpfand seiner Liebe am wildpochenden Herzen.

Der Vater hatte nichts gemerkt, und dadurch ermutigt, fuhr Lieseli eines Abends allein auf den See, um, wie es vorgab, nach den Netzen zu sehen, in Wirklichkeit aber, um dem Geliebten zu begegnen. Als dann in der Dämmerung die Fischer von der Reichenau aus der Bucht beim Kloster Feldbach fuhren, da trieb auch Lieseli seinen Kahn gegen die Strömung, denn von Ferne erkannte es die Stimme Werners, die es leise beim Namen rief.

Da gab es dann im Mondenschein ein erstes trauliches Zwiegespräch, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß das Glöcklein auf dem Rathausturm umsonst mit schriller, mahnender Stimme zur Heimkehr rief. Was fragt ein Menschenherz nach Zeit und Stunde, wenn es so glücklich ist wie Werner und Lieseli, als sich ihre Herzen in Liebe fanden und wo sie ein heiliges Versprechen zum dunklen Himmel sandten: sich treu zu bleiben, dem Vater und den Burschen am See zum Trotz.

Plötzlich krampfte sich des Mädchens Seele in jähem Schreck: der Vater hatte nach ihm gerufen! Schon hörten sie vom Ufer her die raschen Ruderschläge, und ob auch Werner in wilder Jagd das andere Ufer erreichen wollte, der Alte holte ihn ein, und nun hörte Lieseli aus dem wilden Wortwechsel des Vaters furchtbar drohenden



Überschwemmung des Untersees in Ermatingen.
Photopreß, Zürich.

Ruf: „Lump, gemeiner, was hast du mit meinem Kinde? Ist's nicht genug, daß ihr von drüben uns die Fische stehlt, mußt du auch meines Kindes Ehre nehmen? Das sag' ich dir: Wenn ich dein gottverdammtes Schiff noch einmal in meiner Nähe sehe, dann hast du deine letzte Fahrt auf Erden gemacht!"

Lieseli weinte laut auf ob des Vaters gottloser Rede und fuhr dann still und ohne Gegenrede dem Ufer zu, obwohl der Vater schalt. Nur als er ihm daheim in der alten Stube das Versprechen abnehmen wollte, dem Schwaben zu entsagen, da flammte es wild in den dunklen Augen, und die schlanke Gestalt reckte sich: „Nein, Vater, nie — —!" Und ob der Fischer die halbe Nacht und später tagelang sein Kind zwingen wollte, es gelang ihm nicht. Aber als Lieseli nach und nach stiller wurde, glaubte er nun doch, er habe gesiegt.

Umsonst spähte Lieseli morgens und abends durchs Fenster, — Werner wollte nicht mehr kommen. Und es war wohl gut so, denn der Alte umgab sein Kind wie eine Mauer, und beim Fischen fuhren sie nie mehr ans deutsche Ufer. Immer trauriger ward das einst so lebensfrohe Kind. Wenn an linden Sommerabenden das junge Volk sich zum frohen Tanze fand, konnte Lieseli still für sich auf dem blauen See die kleinen Wellen zählen oder von seinem Stübchen aus ein wettergebräuntes Dach suchen drüben in der Höri, unter dessen Schutze es seinen Liebsten wußte.

Der Sommer ging, — da erfüllten sich Dinge, die man lange geahnt hatte: der große Krieg kam. Und als alle Herzen in starrem Entsetzen bebten, da lachte einer laut auf und roh! „Nun haben sie's, nun wird mir keiner mehr ums Haus kommen von denen da drüben. Wenn doch alle und vor allem ‚einer' nicht mehr aufstehen würden!" Da sprang Lieseli auf: „Vater, für dieses Wort strafe Euch der Herrgott!" Gellend hallte es von den Wänden zurück, und der Vater wich scheu vor dem Fluche seines Kindes. — Von da an war er meistens fort, und Lieseli hatte ihn und sein Aufpassen nicht mehr zu fürchten.

Wenn das arme Kind nur um den Geliebten und sein Schicksal gewußt hätte! Sein Herz blieb kalt und ungerührt, als alle die wackern Schweizerburschen, die mit ihm aufgewachsen waren, in langen Reihen fortzogen. Was waren ihm alle Männer des Städtchens um den einzigen, der nun vielleicht schon weit weg war. Wohl schämte sich Lieseli manchmal, daß ihm ob seiner jungen Liebe die Treue und Anhänglichkeit an sein Volk verloren ging, aber es konnte und konnte nicht anders!

Um sein Leid zu verbergen, fuhr es eines Abends auf den See, der still und friedlich lag und nichts wußte von dem Hoffen und Bangen, das an seinen beiden Ufern Tag und Nacht die Menschen wach hielt. Lieseli hatte in dumpfem Brüten die Ruder losgelassen und die Hände wie zum Gebete verschlungen, da trugen ihr die Wellen den Klang einer Stimme zu, bei dem ihm das Herz zu brechen drohte, und — „Werner"! jubelte sie zurück. Da kam er in leichtem Boote, und die Freude des Wiedersehens scheuchte einen Augenblick den Ernst, der auf seinen Zügen lag. Rasch stießen sie die Boote ans Ufer, und unter den hohen Weidenbäumen feierten sie ein Wiedersehen, das sie für alle ausgestandene Sehnsucht entschädigen sollte. Lieseli lauschte selig den süßen Worten und ließ Werners Liebkosungen über sich ergehen wie einen wunderbar innigen Traum, bis es sich aus seinen starken Armen wand und ihn mit einer Stimme, in der die Angst bebte, fragte: „Werner, mußt du auch hinaus? Sag nein, ich ertrag's nicht!"

„Ja, Liebstes, ich muß, — noch diese Nacht geht ein Trupp aus unserm Dorfe, und nun bin ich hier, dir auf Leben oder Sterben — ‚Behüt Gott' — zu sagen."

Mit wehem Aufschrei sank sie an seine Brust und hörte seine guten Worte, mit denen er sie trösten wollte, trotzdem auch ihm so unsagbar schwer war.

So hielt er sie lange, bis überm See ein Feuerhorn gellte und die Glocken läuteten. „Ich muß gehen, Lieseli, liebes du, und nun sag' mir eines: Wirst du mir treu bleiben, bis ich, so Gott will, wiederkomme, oder bis ich tot bin?" Innig und fest umschloß da das brave Mädchen Werners heiße Hand:

„Ja, Werner, bis du kommst, denn du wirst und mußt wiederkommen!"

Ein letztes, wildes Aufschluchzen, ein inniger Kuß — und Lieseli war allein. Lange noch stand es, bis die Wellen den letzten Ruderschlag von Werners Boot geglättet hatten, dann kehrte auch es heim, ruhig und traurig — —.

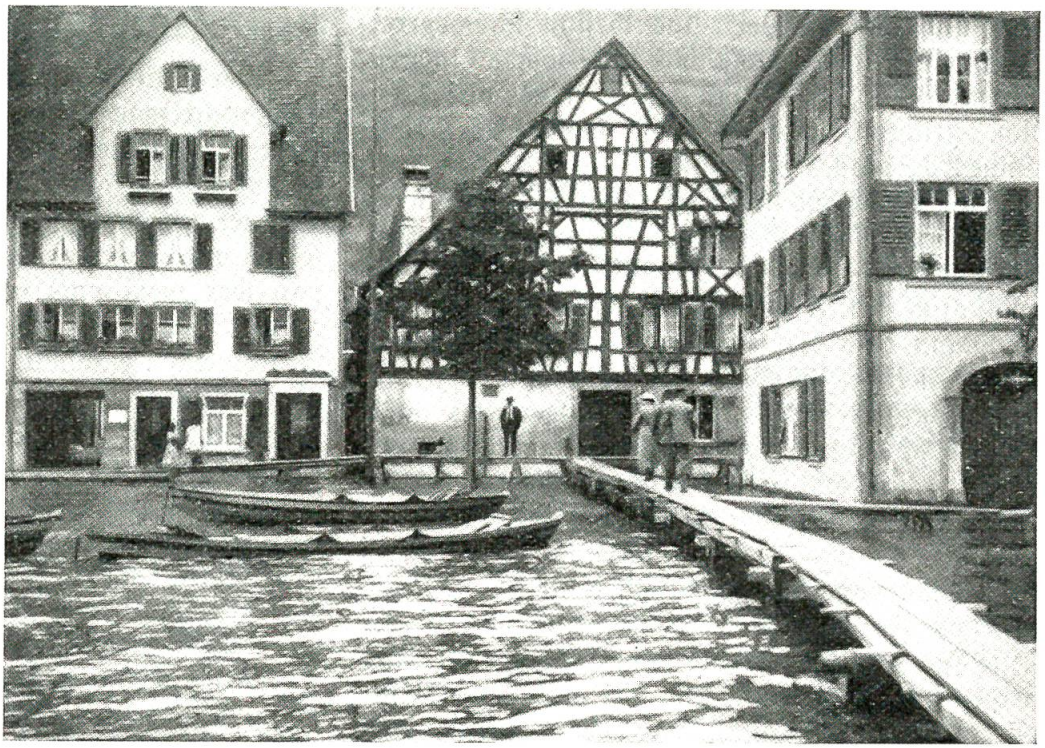
* * *

Der See lächelte noch immer, trotzdem die Welt im Blute lag. Wohl wollten sich anfangs die Menschen aufbäumen gegen ein so hartes Schicksal, aber nach und nach wurden sie ruhiger und lernten sich fügen. Und wenn die Todesnachrichten vom Felde kamen, dann rissen sie wohl in Vater- und Mutterherzen und in die Seelen von Gattin und Braut tiefe Wunden, die tage- und jahrelang bluteten und am Ende heilen mußten.

Als Lieseli in der zweiten Kriegswoche von drüben die böse Kunde vom Tode Werners erfuhr, da starb etwas in seinem Herzen: der Glaube an das Glück! Lange trauerte es um Werner, und jeden Abend ging es zu den Weiden am See, wo es ihn zum letzten Male gesehen hatte. Und allmählich glätteten sich die hochgehenden Wogen seiner wilden leidenschaftlichen Seele, und es merkte kaum, daß eines Tages der Vater fehlte. Und als man ihn später aus dem See zog, da konnte Lieseli nicht einmal beten für ihn — wozu auch, es hatte ihm ja geflucht! Als es dann aber in der rauchgeschwärzten Stube stand, kam ihm doch seine frühe große Einsamkeit zum Bewußtsein. — Was wollte es nun? Gelernt hatte es nur den Fischfang und fort konnte es nicht. Der

See, auf dessen Wassern ihm so viel Lieb und Leid geschehen war, hielt es mit starken Armen fest. So nahm es denn Tag um Tag seine Gondel und fuhr zum Fange aus.

Mit der Zeit glaubte auch mancher junge Bursche aus dem Städtchen, Lieseli könnte nun den gefallenen Deutschen vergessen haben. Aber Lieseli vergaß nicht so rasch. Schon war das erste Kriegsjahr vorüber, und noch immer pilgerte Lieseli zu den Weiden am See. Als man ihm dann eines Tages nahelegte, das alte Häuschen am See müsse verkauft werden, um daraus alte Schulden des Vaters zu bezahlen, da war es ihm doch wie eine Rettung, daß gerade in diesen schweren Tagen einer zu ihm trat und in seiner schlichten Art sagte: „Schau, Lieseli, ich weiß, du hattest den Deutschen gern, nun er aber gestorben, willst du nicht versuchen, ihn zu vergessen, — Lieseli, willst du nicht mit mir kommen? Viel kann ich dir nicht bieten, nur ein treues Herz und ein schützend Dach — dann kannst in der Heimat bleiben."



Überschwemmung des Untersees in Berlingen.

Photopreß, Zürich.

Einen Augenblick war es kirchenstill zwischen den beiden, dann bat Lieseli um Bedenkzeit bis zum andern Morgen.

Was es da in der Nacht mit sich und dem toten Geliebten verhandelte, es war ein Kampf zwischen Treue und Untreue, zwischen Heimatliebe und seinem ehrlichen Sinn, dem es Unrecht schien, sich mit der alten Liebe im Herzen ein neues Glück zu schaffen, bis im Morgengrauen die schöne Heimat mit hundert Händen nach ihm griff und es um ihretwillen dem guten stillen Hans versprach, seine Frau zu werden.

Er war gut zu ihr, und sie mühte sich, ihm seine Güte zu vergelten. Aber immer, wenn sie in seine nachtdunklen Augen blickte, dann war es ihr, sie sehe dahinter in Werners treue blaue Sterne, die mit Wehmut an ihr hingen. Dann wandte sie sich jäh um und fuhr auf den See.

Als übers Jahr ein kleines Maiteli in den Armen der stillen Frau lag, da schlich sich doch ein friedlich-glücklicher Schein in das abgehärmte Gesicht. Es schien, als ob das kleine Wesen auch zwischen Vater und Mutter ein innigeres Band schlingen wollte, und es waren Frau Lieses schönste Stunden, wenn Hans sie und das Kleine an schönen Tagen auf den See fuhr.

* * *

Der Krieg ging zu Ende! — Da geschah es eines Tages, daß Frau Liese mit ihrem Kinde munter plaudernd am See ging, als sie hinter sich jemanden ihren Namen rufen hörte, so bitter und drohend, daß ihr der Atmen stockte. Sie wandte sich und stand Auge in Auge dem totgeglaubten, schwerverstümmelten Werner gegenüber, der sie mit unsagbar verachtendem Blicke

maß und ihr die Worte ins Gesicht schleuderte: „Ha, gelt, gelt, Treulose, hast nicht warten mögen auf mich, — geh, — mit keiner Hand würde ich dich anrühren, auch wenn ich könnte, du Meineidige!“ Sprach's und ging.

Liese aber stand und starrte ihm nach wie einem bösen Geiste. Standen Tote auf, um sie für ihre Untreue zu strafen? Todmüde und sterbensunglücklich wankte sie nach Hause, und als abends ihr Mann vom See kam, fand er sein Weib mit hohen Fiebern im Bett. Er holte den Arzt, — beide schüttelten die Köpfe und wußten nicht Rat. Nachts aber schrie Liese so laut und entsetzt auf, und als Hans ihre heiße Stirne kühlte, flüsterten die Lippen leise und glücklich — „Werner!“

Als man nach wenigen Tagen die junge Frau auf den Friedhof bettete, da weinte wohl der arme Hans um die Mutter seines Kindes, aber im Herzen dankte er Gott, daß das gute Lieseli aus seinem armen, unglücklichen Leben hatte gehen dürfen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die blauen Wasser flüstern an stillen Abenden das traurige Lied einer jungen Liebe, die an Menschenhaß und Tücke des Schicksals hatte sterben müssen. Nur hie und da ersteht sie wieder, wenn über den See ein invalider Deutscher fährt und an dem frühen Grabe Lieselis geheime Zwiesprache hält. Dann klagt er auf der Heimfahrt der sonnenbeschienenen Flut sein Leid. Und in blauer Unschuld bindet der See die beiden Ufer und weiß nicht, wie unendlich viel er trennt.

Boshaft.

„Dieser Blutandrang nach dem Kopfe ist geradezu unerträglich... Was mag nur die Ursache sein?“

„Das ist doch klar, lieber Freund. Die Natur hat eben das Bestreben, alle Hohlräume auszufüllen.“

Wiedersehen.

„Sie erkennen mich nicht wieder?“

„Offen gestanden, nein.“

„Wir waren mal sechs Monate verheiratet.“

Ohrfeigen gegen Bezahlung.

Wer hat in Lustspielen und Filmposseu noch nicht jene Schauspieler und besonders jene Statisten bedauert, die sich alles mögliche gefallen lassen müssen? Da purzeln sie in mehr oder weniger appetitliche Flüssigkeiten, bekommen Ohrfeigen und Fußtritte, fallen die Treppen herunter und wer weiß was sonst noch! Und der Lohn dafür? Wenn es sich nicht gerade um einen Prominenten handelt, ist die Gage gewiß nicht überwältigend. Da war man in früheren Zeiten doch gerechter. Je übler ein Schauspieler sich behandeln lassen mußte, desto höher wurde die Gage. Noch zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia wurden nämlich alle Sonderleistungen wöchentlich nach einem festen Satz honoriert. So ist uns die Rechnung einer Sängerin erhalten, auf der folgende Posten verzeichnet sind:

„Sechs Arien gesungen . .	6 fl.	— Kr.
Einmal in die Luft geflogen .	1 fl.	— Kr.
Einmal ins Wasser gesprungen	1 fl.	— Kr.
Einmal begossen worden . .	— fl.	34 Kr.
Zwei Ohrfeigen bekommen .	1 fl.	88 Kr.
Einen Fußtritt erhalten . .	— fl.	34 Kr.“

Ein Sprung ins Wasser stand demnach auf gleicher Stufe mit dem Absingen einer Arie, auch die Ohrfeige wurde gut honoriert. Damals muß es wahrlich noch ein Vergnügen gewesen sein, beim Theater als Prügelknabe angestellt zu werden.

Die Liquidation.

„Ich weiß gar nicht, was mir fehlt. Vier berühmte Professoren habe ich schon befragt, aber keiner konnte eine genaue Diagnose stellen.“

„Waren sich denn die vier Professoren in keinem Punkte einig?“

„Doch, in einem: alle haben für den Besuch fünfzig Franken Honorar verlangt.“

Aufgeklärt.

„Und warum nahm Noah zwei Tiere von jeder Art mit in seine Arche?“ fragte der Lehrer in der dritten Klasse. Allgemeines Schweigen. Dann meldet sich eifrig die schlaue Else: „Weil er nicht an die Geschichte mit dem Storch glaubte!“